



Rezensionen

THOMAS SPOHN (HG.): Pfarrhäuser in Nordwestdeutschland. Münster u.a.: Waxmann 2000 (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 100).

Hausforscher gehören zur inzwischen seltenen Spezies historisch arbeitender Volkskundler. Die universitäre Volkskunde – unter Bezeichnungen wie „Europäische Ethnologie“ u.ä. firmierend – sucht ja eher den Anschluss an Soziologen und Kulturwissenschaftler. Eine liebenswerte Spezies zudem, denn Hausforscher sind Enthusiasten. Die Faszination des historischen Objekts wird hier höher geschätzt als abgehobene Diskursanalysen; gleichwohl arbeitet man durchaus methoden- und theoriebewusst. Der Sammelband „Pfarrhäuser in Nordwestdeutschland“ zeugt einmal mehr davon. Man bedenke: Es ist kein DFG-geförderter Sonderforschungsbereich, der hier seine Arbeit dokumentiert, sondern vor uns liegt ein Beispiel für mehrjährige „Lustforschung“ der jüngeren und mittleren Hausforschergeneration Westfalens, die ihren Niederschlag auf fast 550 üppig bebilderten Seiten findet.

Neben dem klassischen Thema des bäuerlichen Bauens und Wohnens haben in den letzten Jahrzehnten vor allem Lokalstudien zum städtischen Hausbau die Hausforschung dominiert, wobei man sich konsequent sozialgeschichtlichen Fragestellungen öffnete und damit den auf Schriftquellen fixierten Historikern den Quellenwert historischer Wohnbauten vermittelte. Der vorliegende Band nimmt nun einen Sonderfall ins Visier, nämlich das Pfarrhaus. Da es zunächst eine offene Frage ist, ob es sich dabei überhaupt um einen definierbaren Bautypus handelt, impliziert die Fragestellung sofort eine sozialgeschichtliche Perspektive, denn es geht um Wohnbauten eines sozial herausgehobenen Berufsstandes und zugleich um öffentliche Bauprojekte, in die Patronatsherr und Gemeinden involviert waren. Die rechtlichen und organisatorischen Rahmenbedingungen des Pfarr-

hausbaus werden in einem einleitenden Beitrag des Herausgebers Thomas Spohn herausgearbeitet. Die daraus resultierenden Konflikte zwischen den verschiedenen involvierten Instanzen begegnen auch in den Einzelstudien regelmäßig wieder.

Berücksichtigt werden in den Untersuchungen neben dem noch vorhandenen Baubestand auch historische Fotografien und vor allem die recht umfangreiche archivalische Überlieferung. Im wesentlichen geht es um Bauprojekte des 17. bis 19. Jahrhunderts. Mit den Pfarrhausbauten des Herzogtums Westfalen, des Fürstbistums Münster und – vergleichsweise knapp abgehandelt – der Fürstentümer Siegen und Wittgenstein untersucht der Herausgeber gleich drei Teilregionen Westfalens. Weitere Beiträge gelten dem Hellwegraum (Carsten Vorwig), Lippe (Heinrich Stiewe), Ravensberg (Kai und Lutz Volmer), dem Fürstentum Minden (Bernd-Wilhelm Linnemeier) sowie der Lüneburger Heide (Wolfgang Rüter). Hinzu kommen zwei kleinere Lokalstudien zu Rhede im Westmünsterland (Markus Kamps) und Jever in Ostfriesland (Anja Blank). Westfalen wird also beinahe komplett abgedeckt, wobei das Fehlen ausgerechnet des Hochstifts Paderborn an dieser Stelle natürlich bedauert werden muss, außerdem erlaubt man sich Abstecher in den Norden. Die Regionalbeiträge werden jeweils durch Kataloganhänge ergänzt, in denen die untersuchten Bauten einzeln vorgestellt werden. Sie sind nicht nur als Quellennachweise zu verstehen, vielmehr erhält das Buch durch diese Zusammenstellungen den Charakter eines Kompendiums zum Nutzen der Baudenkmalpflege und der an Baudenkmalern interessierten Öffentlichkeit vor Ort.

Angesichts der Fülle des vorgelegten Materials ist der Leser – und der Rezensent

– dankbar für die instruktive Zusammenfassung der gewonnenen Erkenntnisse durch den Herausgeber. Die vielschichtigen Überlegungen auch dieses Beitrags können an dieser Stelle natürlich nur in reduziertes Form wiedergegeben werden. In der ersten Phase des Untersuchungszeitraums (bis ca. 1760) unterscheiden sich die Pfarrhausbauten nicht grundsätzlich von den bäuerlichen Wohnbauten der jeweiligen Region. Der Unterschied liegt in der größeren Zahl der Wohnräume und vergleichsweise frühen Separierung des Küchenbereichs sowie dem Einbau von Schornsteinen. Eine Besonderheit sind palaisartige Pfarrhäuser vor allem im Sauerland, die bereits den Typus des modernen Wohnhauses vertreten. Ab 1760 ist insgesamt ein deutlicher Trend zur Trennung der Wohn- und Wirtschaftsfunktionen des Pfarrhauses zu beobachten, seit 1790 entstehen auch in immer größerer Zahl reine Wohnbauten. Zugleich wird der Baustil überregional einheitlicher. Bei der Planung und Ausführung sind anscheinend zunächst die Handwerksbaumeister dominierend, im 19. Jahrhundert monopolisieren dann die jeweiligen regionalen Baubeamten den Pfarrhausbau.

Die konfessionellen Unterschiede sind weitaus geringer als zunächst vermutet. Die agrarische Subsistenz war katholischen und protestantischen Geistlichen gemeinsam, und diese Grundbedingung beeinflusste wesentlich die bauliche Gestalt des Pfarr-

hauses. Auch der Raumbedarf war nicht so unterschiedlich. Zwar hatten die katholischen Geistlichen seit der Durchsetzung des Konkubinatverbots im 16. Jahrhundert keine Familien, doch mussten für die Haushälterinnen (im Gegensatz zu den evangelischen Pfarrersfrauen) eigene Wohn- und Schlafräume geschaffen werden. Eine bewusste oder unbewusste Vorbildfunktion des Pfarrhausbaus ist nicht nachzuweisen. Die Pfarrer orientierten sich stets an einem gehobenen bürgerlichen Wohnkomfort, weswegen Modernisierungen bei Pfarrhäusern besonders früh zu beobachten sind. Aber auch auf dem Höhepunkt der aufklärerischen Volkspädagogik um 1800 erhob der Pfarrhausbau keinerlei Anspruch auf Vorbildlichkeit, die hierbei aufgegriffenen Innovationen hatten keinen Einfluss auf die allgemeine Bauweise der Bevölkerung. In einer Schlussbemerkung verdeutlicht der Verfasser in Abgrenzung von der gängigen Theorie des „gesunkenen Kulturguts“, dass dies auch seine eigene Logik hatte. Die Bauweisen waren nicht beliebig austauschbar. Die Menschen bauten ihre Häuser nicht nach dem Vorbild der jeweiligen sozialen Elite, sondern so, wie es ihren Lebensformen entsprach. Modernisierungsschübe sind daher keine „Nachahmerei“, sondern Ausdruck sich wandelnder Arbeits- und Lebensbedingungen.

Roland Linde

DINA VAN FAASSEN: „Das Geleit ist kündbar“. Quellen und Aufsätze zum jüdischen Leben im Hochstift Paderborn von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis 1802, Essen: Klartext 1999 (Historische Schriften des Kreismuseums Wewelsburg 2).

In 108 ausgewählten Quellentexten vermittelt der anzuzeigende Band Einblicke in die Lebenswelt der jüdischen Minderheit im frühneuzeitlichen Fürstbistum Paderborn. Dina van Faassen, Mitarbeiterin des Kreis-

museums Wewelsburg, präsentiert die ganze Spannweite der archivalischen Überlieferung, von Verordnungen über Geleitbriefe, Amtsberichte, Steckbriefe bis hin zu Bitt- und Klageschriften einzelner jüdischer

und christlicher Untertanen. Die Quellen sind gruppiert zu den Themenbereichen „Entwicklung des Geleitwesens und der Judenordnungen“, „Rechtliche und soziale Verhältnisse sowie wirtschaftliche Entfaltungsmöglichkeiten der Judenschaft“, „Religiöses Leben und Selbstverwaltung in Landjudenschaft und Gemeinden“, „Armenwesen und Betteljudenproblematik“, „Das konfliktreiche Verhältnis zwischen Juden und Christen“.

Die ausführlichen Einleitungstexte zu diesen Abschnitten würden schon für sich genommen eine Publikation rechtfertigen, heben sie doch den veralteten Stand der Forschung zur jüdischen Geschichte des Hochstifts auf die Höhe der aktuellen Forschung. Zugleich sind die Texte so konzentriert, dass sie gerade dem „Uneingeweihten“ einen guten Einstieg in diese inzwischen doch sehr spezialisierte Forschungsrichtung erlauben. Zu loben ist auch die für eine Quellenedition großzügige Ausstattung mit Abbildungen – darunter Fotografien von inzwischen verlorenen frühneuzeitlichen Ausstattungsstücken aus Synagogen des Untersuchungsgebietes –, Statistiken, Angaben zu Maßen und Gewichten, usw. Aufgrund der uneinheitlichen

und verwirrenden Wiedergabe jüdischer Namen in den Quellen wurde auf ein Register der Personennamen verzichtet, was die Bearbeiterin näher erläutert; ein Ortsregister ist selbstverständlich enthalten. Das Glossar ist dem Band als Sonderdruck beigelegt, was die Handhabung bei der Quellenlektüre vereinfacht.

So reichhaltig das Informations- und Hilfsangebot des Bandes auch ist, die Transkription erfolgt doch sehr quellennah unter weitgehendem Verzicht auf Normalisierungen und Modernisierungen, wofür die Bearbeiterin bedenkenwerte Gründe vorbringt. Für den ungeübten Leser – man denke gerade an Schüler – ist dies also keine leichte Lektüre, doch Beschäftigung mit historischen Quellen ist eben auch Arbeit. Inwieweit solche Quellentexte tatsächlich im Schulunterricht eingesetzt werden können, vermag ich kaum einzuschätzen. Ich kann mir das eigentlich nur für Geschichts-Leistungskurse oder Projektgruppen der Oberstufe vorstellen. Falls es bereits einschlägige Erfahrungen gibt, würde sich die Redaktion über einen Erfahrungsbericht freuen.

Roland Linde